

## ERSTER BAND

### EINS

Jemand hat mir einen Heiratsantrag gemacht.

Liebes Tagebuch, dieser Antrag, den ich vor wenigen Monaten erhielt, hat meinen gesamten Haushalt – nein, das gesamte Dorf – in hellen Aufruhr versetzt. Wer ist dieser Mann, der es gewagt hat, um meine Hand anzuhalten? Warum ist mein Vater so sehr gegen ihn voreingenommen? Warum ist die Hälfte der Einwohner von Haworth entschlossen, ihn zu lynchen – oder zu erschießen? Seit dem Augenblick seines Antrags habe ich Nacht für Nacht wach gelegen und über die unzähligen Ereignisse nachgegrübelt, die zu dieser Feuersbrunst geführt haben. Wie um alles in der Welt, frage ich mich, konnten die Dinge so ausufern?

Ich habe vom Glück der Liebe geschrieben. In den geheimsten Winkeln meines Herzens träume ich schon lange von einer vertrauten Beziehung zu einem Mann; jede Jane, das glaube ich, verdient doch ihren Rochester – nicht wahr? Trotzdem hatte ich längst jede Hoffnung aufgegeben, diese Erfahrung einmal in meinem eigenen Leben zu machen. Stattdessen bemühte ich mich um eine literarische Laufbahn; und nachdem ich damit Erfolg hatte, soll ich – muss ich – sie nun aufgeben? Kann eine Frau sich voll und ganz einem Beruf und ihrem Ehemann widmen? Ist es möglich, dass diese beiden so lebenswichtigen Seiten in den Gedanken und Gefühlen einer Frau friedlich nebeneinander existieren? Es muss einfach so sein; denn ich glaube, wahres Glück lässt sich auf keine andere Weise erreichen.

Ich habe schon seit langem die Gewohnheit, mich in Zeiten großer Freude oder mächtiger Gefühlswallungen in die trost-

reichen Gefilde meiner Phantasie zu flüchten. Dort, in der Prosa und in der Lyrik, habe ich stets meinen innersten Gedanken und Gefühlen hinter dem schützenden Schleier des Erdachten freien Lauf gelassen. Auf den vorliegenden Seiten möchte ich einen völlig anderen Weg einschlagen. Hier möchte ich mein Herz ausschütten – Wahrheiten enthüllen, die ich bisher nur mit wenigen, eng vertrauten Menschen besprochen habe, von denen ich manche überhaupt keiner Menschenseele entdeckt habe. Denn gegenwärtig durchlebe ich äußerst schwierige Zeiten, stehe ich vor einem Dilemma ungeheuren Ausmaßes.

Wage ich es, gegen Papas Willen zu handeln und mir den Zorn aller, die ich kenne, zuzuziehen, indem ich diesen Antrag annehme? Wichtiger noch, will ich ihn annehmen? Liebe ich diesen Mann wirklich und möchte ich seine Frau werden? Ich konnte ihn nicht einmal leiden, als wir uns kennenlernten; doch seither ist sehr viel geschehen.

Mir scheint, dass jegliche Erfahrung, die ich je machte, alles was ich je sagte und tat, und jeder Mensch, den ich je liebte, wesentlich dazu beigetragen zu haben, dass ich zu der Person wurde, die ich heute bin. Hätte der Pinsel die Leinwand ein wenig anders berührt, wäre dabei eine etwas hellere oder dunklere Farbe aufgetragen worden, dann wäre ich jetzt ein völlig anderer Mensch. Und so nehme ich nun auf der Suche nach einer Antwort Papier und Feder zur Hand. Vielleicht kann ich so begreifen, was mich bis zu diesem Augenblick geführt hat, und verstehen, was ich fühle – und was das Schicksal in seiner Güte und Weisheit für mich vorherbestimmt hat.

Doch halt! Keine Geschichte darf in der Mitte anfangen, noch viel weniger am Ende. Nein, um meiner Erzählung eine angemessene Form zu geben, muss ich weit zurückgehen – in

die Zeit, in der alles anfing. Zu dem stürmischen Tag vor beinahe acht Jahren, als ein unerwarteter Besucher an der Tür des Pfarrhauses eintraf.

Der 21. April 1845 war ein düsterer, nasser kalter Tag.

Bei Tagesanbruch weckte mich ein gewaltiger Donnerschlag aus dem Schlaf. Wenige Augenblicke später zerriss das Grau des Himmels, und ein sintflutartiger Wolkenbruch ging nieder. Den ganzen Morgen lang klatschte der Regen gegen die Fensterscheiben des Pfarrhauses, prasselte auf das Dach und die Regengrinnen, ließ die gedrängt stehenden Grabmale auf dem nahe gelegenen Friedhof vor Nässe triefen und tanzte über die Steinplatten auf der kleinen Straße, floss zu kleinen Rinnsalen zusammen, die unaufhaltsam an der Kirche vorbei auf die steile Hauptstraße des Dorfes mit ihrem Kopfsteinpflaster zuströmten.

Drinnen in der Küche des Pfarrhauses war es jedoch behaglich. Der Raum war durchzogen vom Duft frisch gebackenen Brotes und der Wärme eines großzügigen Feuers. Es war ein Montag - Backtag -, und meine Schwester Emily meinte, das wäre wirklich sehr passend, denn es war auch mein Geburtstag. Ich hatte es stets vorgezogen, derlei Anlässen so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu schenken, aber da ich neunundzwanzig Jahre alt wurde, bestand Emily darauf, wir sollten uns die Zeit für eine kleine Feier im trauten Familienkreis nehmen.

»Es ist für dich das letzte Jahr in einem wichtigen Jahrzehnt«, sagte Emily, während sie mitten im Raum auf dem bemehlten Tisch mit geschickten Händen einen Berg Teig knetete. Zwei Laibe waren bereits im Ofen, und eine weitere Schüssel voll Teig ging unter einem Tuch auf. Ich war mit den Vorbereitungen für eine Pastete und einen Obstkuchen schon weit fort-

geschritten. »Zumindest müssten wir den Tag mit einer Torte feiern.«

»Ich sehe keinen Sinn darin«, erwiderte ich, während ich das Mehl für den Pastetenteig abmaß. »Anne und Branwell sind nicht hier, also würde es kein richtiges Fest werden.«

»Wir können doch während ihrer Abwesenheit nicht auf alles Vergnügen verzichten, Charlotte«, versicherte mir Emily ernst. »Wir müssen das Leben wertschätzen und uns daran freuen, solange wir es haben.«

Emily war zwei Jahre jünger als ich und außer Papa die größte in unserer Familie. Sie war eine komplizierte Persönlichkeit mit zwei gleich starken Seiten: Zum einen liebte sie es, melancholisch und nach innen gerichtet über den Sinn von Leben und Tod nachzugrübeln; zum anderen bereitete es ihr großes Entzücken, die mannigfaltigen Freuden der Welt zu genießen und die Schönheiten der Natur zu betrachten. Solange sie zu Hause sein konnte, von ihrem geliebten Moor umgeben, war Emily glücklich und nahm das Leben leicht. Im Gegensatz zu mir ließ sie sich nicht so schnell erschüttern. Sie verlor sich lieber in Gedanken oder in den Seiten eines Buchs und zog das Grübeln oder die Lektüre allen anderen Beschäftigungen vor – eine Wahl, der ich von ganzem Herzen zustimmen konnte. Emily gab nicht viel auf die Meinung der Leute, und sie interessierte sich überhaupt nicht für Mode. Obwohl man längst eng an der Taille anliegende Kleider mit weiten Röcken und Unterkleidern zu tragen pflegte, zog Emily es noch immer vor, die altmodischen, formlosen Kleider und dünnen Untergewänder anzuziehen, die sich ihr um die Beine schmiegt und ihrer mageren Figur nicht sonderlich schmeichelten. Da sie kaum je aus dem Haus ging, es sei denn, sie wollte über die Heide wandern, war das allerdings von geringer Bedeutung.

Mit ihrer schmalen Gestalt, ihrem bleichen Teint und ihrem dunklen Haar, das sie völlig achtlos unter einem spanischen Kamm zu einem Knoten zusammendrehte, erinnerte mich Emily an einen kräftigen Baumschössling: dünn und anmutig, doch unbeugsam, widerstandsfähig in ihrer Einsamkeit, unempfindlich gegen Wind und Regen. In Gegenwart von Fremden zog sich Emily völlig in sich zurück, war nichts als würdevoller Ernst und Schweigen; aber in Gesellschaft ihrer Familie kam ihre überschwängliche, empfindsame Natur zu vollem Ausdruck. Ich liebte sie so sehr wie das Leben selbst.

»Wie lange ist es her, dass wir einmal alle an deinem Geburtstag zusammen waren?«, fuhr Emily fort.

»Ich kann mich an das letzte Mal gar nicht mehr erinnern«, antwortete ich voller Bedauern.

Es war in der Tat schon viel Zeit vergangen, seit meine Geschwister und ich einmal alle an einem Ort vereint waren, mit Ausnahme der wenigen kurzen Wochen zu Weihnachten und in den Sommerferien. In den letzten fünf Jahren war unsere jüngste Schwester Anne bei der Familie Robinson in Thorp Green Hall bei York als Gouvernante angestellt. Unser Bruder Branwell, der vierzehn Monate jünger war als ich, hatte sich vor drei Jahren als Hauslehrer des ältesten Sohns dieser Familie zu Anne gesellt. In den Jahren davor war ich viel abwesend, weil ich in der Schule war, zunächst als Schülerin und dann als Lehrerin. Danach war ich selbst eine Weile als Gouvernante tätig. Darauf waren zwei Jahre in Belgien gefolgt, eine Erfahrung, die überaus prägend, aufregend und lebensverändernd war und die mir das Herz gebrochen hatte.

»Ich backe dir einen Gewürzkuchen, keine Widerrede«, verkündete Emily. »Nach dem Abendessen setzen wir uns am Kamin zusammen und erzählen einander Geschichten. Vielleicht gesellen sich auch Tabby und Papa zu uns.«

Tabby war unsere ältliche Bedienstete, eine gute, treue Seele aus Yorkshire, die seit unserer Kindheit bei uns war. Im Laufe der Jahre hatte Tabby, wenn sie gute Laune hatte, ihren Bügeltisch an den Kamin im Esszimmer gerückt und uns erlaubt, uns um sie zu scharen. Während sie die Laken und Nachthemden oder Rüschen der Nachthauben plättete, erfreute sie uns aufmerksam lauschende Kinderschar mit Geschichten von Liebe und Abenteuern aus den alten Märchen und Balladen – oder, wie ich später entdeckte, aus ihren Lieblingsromanen, wie zum Beispiel *Pamela*\*. Bei manch anderer Gelegenheit hatten Papas spannende Nacherzählungen von Gespenstergeschichten und uralten Sagen aus der Umgegend unsere Abende am Kamin verschönt.

Heute Abend war es jedoch ungewiss, ob Papa sich uns anschließen würde.

Ich schaute aus dem Küchenfenster auf das Moor hinaus. Ein Regenschauer vergoss große Tränen über den fernen Bergen, verbarg ihre Gipfel hinter den niedrig hängenden, ausgefransten Haarsträhnen einer Wolke. »Herrliches Wetter für einen Geburtstag. Zumindest passt der Tag zu meiner Stimmung: dunkel und finster, mit turbulenten Stürmen und ohne Aussicht auf Besserung.«

»Du redest ja schon wie ich«, erwiderte Emily, während sie die Zutaten für den Kuchen vermengte. »Gib die Hoffnung nicht auf. Wenn wir immer einen Tag nach dem anderen nehmen, vielleicht findet sich noch eine Lösung.«

»Wie denn?«, sagte ich mit einem Seufzer. »Papas Augenlicht wird mit jedem Tag schwächer.«

\* Samuel Richardsons Roman *Pamela oder Die belobnte Tugend* (1740) erzählt die Geschichte eines Dienstmädchens, das schließlich seinen Dienstherrn heiratet.

Mein Vater war aus Irland nach England gekommen und hatte es mit Beharrlichkeit und guter Schulbildung geschafft, weit über den Stand seiner armen, ungebildeten Familie aufzusteigen. Als bei der Einschreibung im St. John's College der Universität Cambridge der Beamte wegen seines starken irischen Akzents nicht verstehen konnte, wie man seinen Nachnamen buchstabierte, schrieb er ihn selbst auf und änderte ihn dabei gleich von Brunty in das wesentlich interessantere Brontë um, nach dem griechischen Wort für Donner. Papa war ein guter, freundlicher, lebhafter und hochintelligenter Mann, sehr belesen, mit einem großen Interesse an Literatur, Kunst, Musik und Naturwissenschaften, das weit über seinen Tätigkeitsbereich als Geistlicher einer kleinen Gemeinde in Yorkshire hinausging. Er schrieb gern, und neben unzähligen Artikeln wurden auch einige seiner Gedichte und religiösen Geschichten veröffentlicht. Er war sehr in das politische Leben der Gemeinde eingebunden, und er war ein außerordentlich engagierter Pfarrer. Jetzt plagten ihn gewaltige Sorgen: gegenwärtig, im Alter von achtundsechzig Jahren, nach einem Leben in treuen Diensten der Kirche, erblindete unser geliebter Vater.

»Ich muss jetzt für Papa lesen und schreiben«, sagte ich. »Ich fürchte, bald wird er nicht mehr in der Lage sein, selbst die kleinsten Dienste in der Gemeinde zu verrichten – und wenn er sein Augenlicht ganz verliert, was machen wir dann? Papa wird nicht nur jegliches, selbst das kleinste Vergnügen im Leben einbüßen und völlig von uns abhängig werden – ein Umstand, den er mit äußerster Sorge herannahen sieht –, sondern zweifellos wird er auch gezwungen sein, seine Pfarrstelle aufzugeben. Dann müssen wir nicht nur auf sein gesamtes Einkommen verzichten, sondern auch noch auf unser Zuhause.«